

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 268.

Dienstag, 16. November.

1915.

(16. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edela Müll.

Dina hatte zu essen aufgehört! Sie stützte nur den Kopf in die Hand und sagte nichts. Dafür erröte sich Otto:

„Erstens mal, Herbert, vergiß doch nicht, daß du von unserem Vater sprichst, der uns und niemand noch je um einen Pfennig geschmäler hat, der als tadelloser Kaufmann das Firmenschild seiner Väter fleckenlos und sauber erhält, daß wir nur Hochachtung und Verehrung und Dankgefühle für ihn haben können, so sehr wir auch vielleicht innerlich in mancher Beziehung auseinander gehen mögen! Es war Großvaters und unserer Mutter Wunsch, daß dieses Mutterteil, diese zweimal-hunderttausend Mark, im Geschäft bleiben und Vater uns das Geld zu fünf Prozent verzinsen sollte bis zu seinem Tode, oder bis Dina oder ich in eine Situation gerieten, die die Auszahlung unseres Anteils zur Notwendigkeit mache! Dina und ich haben uns ohne Zögern den Wünschen unserer Familie gebeugt, und fahren unserem Ermessen nach gut dabei — wie du weißt, rühre ich meine Zinsen gar nicht an, ich lasse sie zum Kapital schlagen, da Vater mir ja auch außerdem zukommen läßt, was mir als seinem Sohn gebührt! So — ich fühle mich verpflichtet, dir das klipp und klar auseinander zu setzen. Dina und ich sind bis jetzt noch nicht in der Situation, die die Auszahlung der beiderseitigen Kapitalien notwendig macht. Solltest du aber in solch einer Situation sein, dann schimpfe nicht hinter dem Rücken des Vaters, sondern gehe zu ihm und sage ihm, wie die Sachen stehen. Ich bin sicher, er zögert keinen Tag, Dina ihr Recht werden zu lassen — wenn auch vielleicht zu ihrem eigenen Schaden!“

„Das war ja eine sehr schöne, wohlgefeimte Rede und erinnerte an deine schön vorgetragenen Prologe und Gdagedichte aus der Schulzeit, aber — imponieren laßt du mir damit nicht, wenn du auch wild mit den Armen schlenkerst und gegen die Möbel rennst! Das geht ja nun alles gegen mich, den Jagdierigen, den Durstbringer, und Dina kämpft mit einer Ohnmacht, weil sie das Opfer meiner Gabsucht ist! Aber wißt, was ich weiß — — dann wird euch die Galle doch am Ende nach 'ner anderen Richtung fließen. — Uns wird die sogenannte Pflicht, uns werden die Prozente fein ausgerechnet, während es dem hergelaufenen Bettelpack nur so in den Rücken geworfen wird! Das läuft mir über die Leber, und dem werde ich einen Damm sehen! Der Herr Kommerzienrat soll doch zuerst seine eigenen Kinder befragen, was da am Ende fehlt, ehe er . . .“

„Wovon sprichst du denn nur?“ fragte Otto und setzte sich wieder in seinen Stuhl, um einen Schluck Wein zu trinken. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und beugte sich vornüber. „Wovon sprichst du denn nur“, fragte er noch einmal heftiger.

„Das lasse nur meine Sache sein!“ rief Herbert und machte sich scheinbar mit vollster Ruhe daran, sein Mahl zu beenden.

„Es ist wegen Duchs Mutter — sie zieht zu Januar her, Papa mietete ihr eine Wohnung. Das überlebt Herbert nicht! Schließlich kann man es DUCH doch auch nicht so sehr verargen, wenn sie ihrer Mutter, die auch nichts wie Sorgen gehabt hat . . .“

Herbert lachte auf.

„Die paar lumpigen Kröten, die die Alte kriegt, die sollen mich aufregen?“

„Also ich bitte dich jetzt allen Ernstes herauszufagen, womit du Vater oder ich weiß nicht wen noch verdächtigst!“ sagte Otto und sprang wieder auf.

Auch Herbert erhob sich und griff wütend nach der Lehne seines Stuhles:

„Na gut, warum sollt ihr es denn nicht wissen, was fremde Leute längst wissen, warum soll ich mich allein damit giften! Vielleicht, in eurer engelhaften Güte, sagt ihr Ja und Amen dazu, wenn Junker Erloff von Grümm zehntausend Mark nach den anderen verjucht! Wenn auch schon nichts bleiben sollte für den Fall, daß ihr in jene gewisse Situation kämet, euer Kapital selbst zu benötigen? Ja, wenn Junker Erloff nur hat!“

„Erloff Grümm . . .?“

Ottos Gesicht war etwas länger und weißer geworden.

„Ach Gott — Papa mag ja wohl etwas Schulden für ihn bezahlt haben — als Brautgabe für DUCH, sie hat mir selbst so etwas von viertausend gebeitet. Ich weiß gar nicht, wie ihr darüber wütet — mein Himmel, wenn ein so junges, schönes Mädchen wie DUCH einen so viel älteren Mann heiratet, tut sie es natürlich nicht ganz ohne jede Berechnung. DUCH hat sich und ihre Familie auf einen stärkeren Mt gerettet — wen kann das wundernehmen? Die paar tausend Mark verschmerze ich gern um Pappas willen!“

„Wenn du nur nicht immer von dir allein reden wolltest! Ich bin ja auch noch da und Susi auch! Und wir sind bis jetzt wenigstens noch nicht so gut gestellt, daß wir dreißigtausend Mark in anderthalb Jahren entbehren, damit nur Bruder Erloff tüchtig was zu verjuchen hat! Wie gefällt euch das: Dreißigtausend Mark!“

Die Geschwister waren verstummt.

„Na, seht mich an, mich Reidhammel, und verhöhnt mich mit eurer Grobmut!“

Dina fragte leise:

„Wer hat dir die Lügen erzählt?“

„Es ist leider die bitterste Wahrheit — ich habe mich die Bestätigung des Gerüchtes etwas kosten lassen! Sonst hätte ich mir lieber die Rippen abgeissen, als euch damit zu kommen. Aber Dina mußte einmal aus ihrer Grobmutsduselei geweckt werden. Also wenn das nun so fortgeht, ist euch das so völlig einerlei?“

„Doch nicht!“ sagte Otto endlich, „wenn ich auch fest überzeugt bin, daß es mit diesen dreißigtausend nun geschnappt hat! Grümm ist nun rangiert und kann sich wie tausend andere reich verheiraten — da ist

unsere Familie ihn los. Aber natürlich ein wenig aufpassen sollte man doch!"

"Sollte man?!"

"Gewiß! Papa kann der Frau nicht widerstehen, das ist ja ganz klar — das — das nehme ich ihm wahrhaftig nicht mal übel — — das kleine Frauenzimmer hat ein paar Augen und einen Mund!"

Herbert zuckte verächtlich mit den Schultern: "Wenn das alles ist, was du zur Sache zu äußern hast — —!"

"Ich bin ja ganz deiner Meinung. Du bist hier am Ort, du hast deine Zuträger — du kannst ja — du kannst ja einschreiten, in meinem und Dina's Namen. Ich autorisiere dich."

"Ach, Unsinn! Was gedenkst du zu tun?"

"Ich, zu tun? Ja, erlaube mal, wenn Papa . . ."

"Also ich gedenke allen Ernstes Dina's Mutterteil jetzt herauszufordern — das rette ich für mein Kind! Ich will nicht erst abwarten, was die vornehmen Grümm's dermaleinst gerufen, für uns übrig zu lassen."

"Du willst . . ."

"Ja, lieber Otto, ich will! Ich brauche deine Einwilligung nicht dazu, Dina, aber — bist du einverstanden?"

"Wenn du damit recht zu tun meinst."

"Ja, das meine ich! Und du wirst bald einsehen, daß auch hier mich nicht niedrige Beweggründe geleitet haben. Ich sage euch, es nützt nichts, sich mit ihr gut zu stellen! Aber tut, wie ihr wollt, es soll mich nicht mehr anfechten, nur mich verschont mit Ermahnungen."

"Vor dem Fest wirst du aber doch nicht mit Papa darüber verhandeln, Herbert? Ich hätte keine Freude mehr an den ganzen Weihnachtsen."

"Nein, nein — das bleibt meine Gratulation zum neuen Jahre! Weine nur nicht — Papa kann's aushalten, das wirst ihn nicht um — es soll ihm nur ein wenig zu denken geben, daß wir auch noch da sind! Geh', lege dich hin — der Schreck ist dir ordentlich in die Knie gefahren — du weißt doch, ich kann nicht so alles in mich hineinschlucken — darum hast du noch nicht nötig, dich aufzuregen."

Herbert küßte seine Frau zärtlich wie immer und geleitete sie bis an die Treppe, dann kehrte er zu seinem Schwager ins Eßzimmer zurück und besprach mit ihm in aller Friedlichkeit bei Whisky und Zigaretten die jüngsten Berliner Premieren- und Konzert-Ereignisse.

Aber Dina empfand zum allerersten Male in ihrer Ehe, oben auf ihrem Ruhebett, daß Herberts Küsse doch nicht alles gleich wieder wett machen konnten.

Am Weihnachtsabend versammelte sich die ganze Familie im Hause des Kommerzienrats. Der Kreis war wie immer auf Dr. Wulffen, die Besson, mit der jetzt nicht zu übergehenden Gabriele von Barten, und auch noch Oberleutnant von Wedel erweitert worden. Der sonst mitfeiernde Oberst von Mitleder lag an der Influenza darnieder.

Die Besson fand auch in diesem Jahre der nützlichen und hübschen Sachen viele unter dem Weihnachtsbaum. Für Gabriele lag ein goldener Armreif und eine mächtige mit Blumen umwundene Zuckertüte mit aufgebaut.

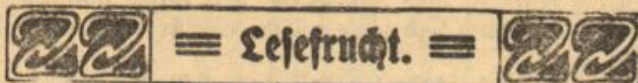
Dr. Wulffen pflegte hier am 24. Dezember seinen Jahresbedarf an Zigarren zu decken und Oberleutnant Wedel, der in der Villa Rauter zum erstenmal den Baum brennen sah, wurde durch allerhand Scherzartikel mit anzüglichen, lustigen Widmungen in die heiterste Laune versetzt. Die Geschenke mit denen die Familie sich bedachte, waren durchaus nicht prozenhaft. Selbst die Kommerzienrätin hatte außer einigen sehr gewählten Kleinigkeiten nur ein schlichtes, weißes geschlossenes Kuvert aufzuweisen, das sie auch geschlossen in ihre Kleidertasche stecken ließ, ohne Aufsehens davon zu machen. Solche Kuverts lagen auf den Tellern mit Zuckerwerk von Dina und Otto — ob auch gleichen Inhalts, konnte niemand erfahren, da auch sie sofort unerschrocken vom Tische verschwanden.

Auch für Herbert fand sich ein Kuvert, es war rosa und von Frau Malwine — sie hatte die angefeindigten weiteren fünf blauen Scheine wirklich noch erübrigen können. Der Kommerzienrat hatte nicht die patriotischen Gesplogheiten mancher großer Handelsherren — außer seinem eigensten Hauspersonal wurde keinem seiner Arbeiter oder Angestellten vor Jeugens besichert.

Jemand, meistens die alte Besson setzte sich wohl an den Flügel und spielte „Stille Nacht, heilige Nacht“, während die übrigen sich schon mit ihren Geschenken freuten. Dann konnte es noch passieren, daß der Kommerzienrat einen kurzen Vortrag über Tannenbäume im allgemeinen und besonderen hielt, wonach Otto mit ungeheurer ernster Miene „O Tannenbaum“ intonierte.

Unter diesen Klängen setzte man sich dann zur Tafel und aß und trank gut, viel und lange. So war es auch heute gewesen, nur daß heute außer den übrigen zur engeren Familie noch Frau von Grünun und ihr Sohn Erloff zu zählen waren.

(Fortsetzung folgt.)



Wer sich nicht gebieten läßt — ist Sklave, wer sich von sich gebieten läßt, ist frei.
L. Schefer.

Herbstnacht im Westen.

(Zens. N₃.)

In Stellung am 30. 9. 15, nachts 12 Uhr.

Wir befinden uns in einem kleinen Städtchen in Nordfrankreich, etwa 7 Kilometer hinter der vordersten deutschen Stellung.

Ein trüber, nagkalter, regnerischer Septembertag geht zu Ende. Auf den Straßen der inneren Stadt ist es ruhig geworden. Nur ab und zu sieht man einen Feldgrauen aus einem der zu Quartieren eingerichteten Häuser herauskommen, über die Straße eilen und rasch in einem anderen Haus verschwinden. Die spärlich vorhandene Zivilbevölkerung ist auch von den Straßen verschwunden. Die allabendliche, ständige Patrouille macht ihren gewohnten Rundgang. Der Marktplatz, durch eine große Bogenlampe erleuchtet, liegt ruhig da. Aus dem Offizierskasino kommen wir auf eine Klänge einer Violine und eines Klaviers, einer einfachen Kapelle, den Offizieren der hier in Ruhe liegenden Truppen die Zeit zu kürzen. In der Ferne hört man das ununterbrochene dumpfe Donnern der Geschütze, Abschuß und Einschlag sind kaum zu unterscheiden. Am bedeckten Himmel zuckt es wie Wetterleuchten, das sich widerspiegelnde Mündungsfeuer der Geschütze, alles scheint im Städtchen zur Ruhe gegangen zu sein. — Doch auf unserm Rundgang kommen wir auf eine der nach der Front führenden Ausgangsstraßen und hier ändert sich das Bild. Die große, breite, mit prächtigen Pappeln besetzte Chaussee, in welche die Straße ausläuft, lag noch vor wenigen Stunden ruhig und verlassen da. Das Begehen oder Befahren ist des tagsüber auch nicht ratsam, liegt doch diese Hauptzufahrtsstraße für allen Kriegsbedarf unter täglichem, wenn auch der Stunde nach, unregelmäßigem Artilleriefeuer. Nur bisweilen kann man am Tage Kabfahrer beobachten, die in beschleunigtem Tempo mit Befehlen oder sonstigen eiligen Sachen die Straße entlang kommen. Aber nun ist die Dunkelheit hereingebrochen, dem Feinde ist die Beobachtung genommen, nun herrscht ein reges Leben. Am Ausgang des Städtchens hält Wagen hinter Wagen, alle vollbeladen mit Brettern, Bohlen, Wellblechen, Eisenschienen, Laufplatten, Drahtrollen- und Pfähle, kurz mit allem Material, das zum Ausbau der Stellung notwendig ist. Tag und Nacht ist die sofort eigenen Zwecken nutzbar gemachte Dampfschneiderei im Betrieb, all das angeforderte Material schnell und pünktlich zu liefern. An diesen schweren Pionierwagen vorbei rasseln die Munitionswagen der Artillerie, fahren vorbei die Lebensmittelwagen der in den Gräben befindlichen Kompagnien, hochbeladen mit Naturalien und den mit Recht so beliebten Postfäßen. Denn es fahren keine Feldküchen mehr zur Truppe, sondern die allabendlich angefahrenen Lebensmittel werden in eingebauten Feldküchen verarbeitet und von den Mannschaften dort empfangen. Einen der Materialwagen wollen wir auf seiner Fahrt

in die Stellung begleiten. Lange dauert die Fahrt nicht, denn bis ganz an den Graben, der die Chaussee schneidet, kann der Gefährlichkeit wegen nicht gefahren werden, liegt doch der Gegner auf kaum 250 Meter gegenüber. Sehr oft wird die Chaussee von Rauchfugeln erhellt, die ständig, vorn, rechts, links aufsteigen und das Gelände auf weite Strecken erleuchten. Doch das stört den alten Fahrer wenig, es gibt ihm höchstens Veranlassung zu spöttelnden Bemerkungen; in ruhigem Tempo fährt er weiter und hält dann etwa 1000 Meter vor dem vordersten Graben. Sofort erheben sich einige Leute, die neben an der Chaussee lagen und den Wagen anscheinend schon erwartet haben. Der Führer der Leute fragt den Fahrer nach Art der Ladung und Empfangsberechtigten, und nun begeben sich die Leute an das Anstrengendste und Unangenehmste, an das Zurtragen des schweren Materials an den Bestimmungsort. Der Fahrer packt mit an, hilft abladen, wendet den Wagen und fährt zurück. Der Führer verteilt die Ladung — es sind schwere Vohlen — und nun geht die Reise los. Es wird über die Deckung gegangen, d. h. über das Feld, ohne Vermutung der Zugangsgräben zur Stellung. Diese Gräben zu benutzen wäre zunächst ein großer Umweg, dann aber auch ist es häufig — wie auch eben — der Art des zu tragenden Materials wegen unmöglich. So ganz ohne Hindernisse und Zwischenfälle verläuft der Gang nun nicht. Zu allem Überflus fängt es an zu regnen, langsam aber sinnig, ein richtiger Landregen. Er mag ja auch seinen guten Zweck haben, aber für den Schützengraben ist er doch reichlich entbehrlich. Bis über die Knöchel sinken die schwer beladenen Leute in dem tiefen feuchten Ackerboden ein, und oft setzen die Träger ab, um zu verschmaufen. Langsam geht es weiter. Bald sperrt ein Drahthindernis einer Meserverfestigung den Weg, da läuft ein Laufgraben durchs Feld und muß übersprungen werden, hier tritt ein Träger in eines der vielen Granatlöcher und reißt im Fallen seinen Kameraden mit, kurz, der Unannehmlichkeiten sind es viele, die überwunden werden müssen, und oft kommt ein Seufzer oder leiser Fluch von den Lippen der Leute. Und ununterbrochen rieselt's von oben herab und bald sind alle völlig durchnäßt, dazu von oben bis unten mit Lehm beschmiert, können die armen Kerls wohl keinen Anspruch mehr darauf machen, als Feldgrabe bezeichnet zu werden. Nach etwa einer Stunde ist die Stellung erreicht, es wird abgeladen und ein wenig geruht, denn noch ist nicht alles angefahrne Material zur Stelle, es muß noch einmal und möglicherweise noch ein drittes Mal gegangen werden, bis alles an Ort und Stelle ist. Aber unverdrossen macht sich das Kommando wieder auf den Rückweg. So ganz ungefährlich ist dieses Zurtragen auch nicht, denn ständig laufen leise singend die Geschosse von feindlichen Gräben herüber, und sehr oft kommt es vor, daß Leute beim Materialtragen auf der Deckung verwundet oder sogar getötet werden. Schon dämmert der Morgen, schon kann man durch den leichten September-Nebel den feindlichen Graben erkennen, da ist auch der letzte Wallen im Graben. Bedenkt man, daß die Leute nun nach wenigen Ruhestunden wieder zur Arbeit im Graben, zum Postenstehen oder der Arbeit im Stollen herangezogen werden, so muß man die Leute in ihrer Widerstandsfähigkeit gegen all das Ungefunde, in ihrer Arbeitsfreudigkeit bei all dem Unangenehmen nur bewundern. Dies ist nur ein kleines Beispiel von den Anforderungen, die an unsere braven Feldgrauen im Schützengraben gestellt werden, oft, sehr oft werden Leistungen gefordert, die von Körper wie Nerven das Äußerste verlangen, auch an Tagen an denen unsere oberste Heeresleitung im Tagesbericht schreibt:

„Auf dem westlichen Kriegsschauplatz nichts von Bedeutung!“
 Billy Zinde.



Aus der Kriegszeit.

Eine Sammlung deutscher Soldatenausdrücke. Das nunmehr 15 Monate währende Leben im Felde hat unter unseren Truppen eine große Menge von mehr oder weniger eigenartigen Ausdrücken und Bezeichnungen entstehen lassen, die, zusammen mit den bereits aus früherer Zeit überlieferten Soldatenausdrücken, eine regelrechte deutsche Soldatensprache ergeben. Diese Sprache zu sammeln und als bleibendes Zeugnis für die gestaltende Kraft des schöpferischen

Vollsgewisses sowie als Kultur- und kriegsgeschichtliches Dokument zu bewahren, schlägt Prof. Dr. Karl Bergmann im neuesten Heft der „Grenzboten“ vor. Ein Vorschlag, der sicherlich in den weitesten Kreisen lebhaftem Interesse begegnen wird, da er am besten geeignet erscheint, eine dauernde Charakteristik unserer Feldgrauen zu schaffen. Und hierbei kann die Allgemeinheit auf verdienstliche Weise mitwirken und wertvolle Hilfe leisten, da überall, zu Hause, in den Etappen und im Felde selbst Gelegenheit zur Sammlung der Soldatenausdrücke geboten ist: „Wer nur einmal anfängt, sich eines oder mehrere der verschiedenartigen Gebiete herauszusuchen, der wird erstaunt sein, über welche Vorstellungskraft, über welch unverwundlichen Humor unsere Soldaten verfügen. So führen die Geschosse der deutschen Flachbahngeschütze, welche die feindlichen Gräben beschießen und dicht über die Köpfe der deutschen Soldaten hinweghüschten, die Bezeichnung „Kaken“. Langsam dahinziehende schwere Geschosse sind „Blindschleichen“, oder nach der schwarzen Rauchwolke, die sich beim Zerschellen der Geschosse entwickelt, „Kohlenslasten“, nach dem rollenden Geräusch „Rollwagen“, nach der Form „Huderhüte“ usw. Der fräzähnlich aufgeschlagene französische Uniformrock trug den „Frangmännern“ den Spitznamen „die Fräd“ ein. Das Bedürfnis nach Kürze machte aus dem Zahlmeister den „Zahler“; seit neuester Zeit heißt er aber der „Scheinverfer“, weil er die Löhnung meist in Scheinen ausbezahlt; ein künstlicher Spitzname, aus dem noch kommende Geschlechter unsere heutigen geldlichen Verhältnisse erkennen mögen! Wird ein Schützengraben gesprengt, so machen seine Insassen eine „Himmelfahrt“. Der Drang nach Anschaulichkeit läßt unsere Soldaten ein so abgeblaßtes Wort wie „schließen“ in Acht und Bann tun; schon längst schießt die Artillerie nicht mehr, sie „funkt“ nur noch; „Frangmann klopft die Sachen aus“ und viele andere solcher Wendungen bezeichnen das Arbeiten der Maschinengewehre.“ Bereits aus diesen wenigen Ausdrücken ist mit Deutlichkeit zu erkennen, daß die deutsche Soldatensprache uns tagtäglich in lehrreicher Weise Einblick in die Werkstatt der Sprache gewährt, da es sich hier um Vorgänge handelt, wie sie im allgemeinen überhaupt zur Wortbildung führen.

Der Glasmangel in England. Zu den zahlreichen Störungen des Wirtschafts- und Industrielbens, die durch den Weltkrieg hervorgerufen wurden, gehört auch der immer empfindlicher werdende Glasmangel in England. Gleich anderen Ländern, war auch England in bezug auf Glaswaren und optische Instrumente während der letzten Jahrzehnte vor allem von Deutschland und Österreich abhängig. So wurde vor allem das sog. Zenaer Glas vor dem Kriege nach England eingeführt. „Der Mangel an der zur Erzeugung der optischen Gläser erforderlichen technischen Ausbildung hat“, wie das „British Medical Journal“ ausführt, „es für die englischen Unternehmer unmöglich gemacht, auf diesem Gebiete den Wettbewerb mit Deutschland aufzunehmen, und so konnte die Erzeugung hochwertiger Glasprodukte in Großbritannien keinen festen Boden finden. Aus demselben Grunde wurde die englische Produktion von Glasgeräten für chemische Zwecke so gut wie vernichtet, da das hierfür notwendige Glas fast ausschließlich aus Böhmen eingeführt wurde.“ Bald nach Kriegsausbruch schlossen sich die Vereinigungen der einschlägigen englischen Wissenschaftler und Industriellen zu einem Komitee zusammen, um diese Fragen zu erörtern. Hierbei hat sich auch gezeigt, daß besonders das für photographische und mikroskopische Linsen notwendige Glas nicht durch englische Erzeugung ersetzt werden kann. Das „British Medical Journal“ teilt hierzu mit: „Die auf dem englischen Markt gebotenen Glasarten sind unzureichend für die verschiedenen optischen Systeme. Während die führende englische Firma nur dreißig Glasarten erzeugt, hat das erste deutsche Unternehmen nicht weniger als vierzig verschiedene Sorten. Das eingesehene englische Komitee hat daher die Errichtung von Lehranstalten für optische Technik nach deutschem Muster als eine nationale Notwendigkeit erklärt. Auch sind die bisher zur Verfügung gestellten Geldmittel lange nicht ausreichend genug, um dem großen Glasmangel in England wirksam abzuhelfen.“

Kriegsmorgen in Venedig. Der Krieg hat das Leben im Venedig vollkommen verändert. Das Stadtbild hat ein ungewohntes, der meisten Schönheiten beraubtes, düsteres Aussehen angenommen. Die berühmten Gebäude, deren Pracht die Plätze, Gäßchen und Kanäle zierte, sind hinter hölzernen Bauten, hinter Lehm, Ziegelwerk und Sandfäden verschwun-

den. Alle öffentlichen Kunstwerke, die von ihrem Standorte weggeschafft werden konnten, sind in bombensicheren Verstecken verborgen. Und auch das Leben der Einwohner Venedigs geht längst nicht mehr seinen alten Gang. Da jederlei künstliche Beleuchtung strengstens untersagt ist und nicht einmal ein Lichtschimmer aus den Fensterläden der Häuser fallen darf, gehen die Venezianer im Kriege sehr zeitig zu Bett. Dafür suchen sie sich, wie der Berichterstatter der „Times“ in einem Stimmungsbild aus der Lagunenstadt schreibt, durch Frühlingsfrische für den Verlust des Abends zu entschädigen: „Bereits um 4 Uhr morgens erwachte ich infolge des Lärms im Freien. Die Riva degli Schiavoni — der bekannte Anlegeplatz der Lidobartassen und städtischen Dampffähren — ist bereits zum Leben des Tages erwacht. Matrosen in Kriegsausrüstung werden auf einem kleinen Dampfer eingeschifft, der bereits zur Hälfte mit Truppen gefüllt ist. Einige Minuten später erscheinen zwei grauestrichene Torpedobootszerstörer, die kleine schwarze Rauchschwänze ausstoßen und in voller Fahrt seawards entschwinden. Motorboote, von deren Flaggenstange der italienische Wimpel weht, kreuzen den Kanal. Dann erscheint eine Fliegerabteilung am Himmel. Sie fliegt in so großer Höhe, daß sie manchmal gänzlich verschwunden zu sein scheint. Aus einem Palast am Hafen beugen sich braune Köpfe mit weißen Verbänden. Auch verbundene Hände, Armschlingen und Armschienen werden in den gotischen Fensterrahmen sichtbar. Vor dem königlichen Palast liegen vier schwarze Boote, die mit den Abzeichen des Roten Kreuzes versehen sind. Auf dem Markusplatz, dessen Gebäude ringsum verhängt sind, herrscht vollkommene Stille . . .“

Die französische Wappenliste entstanden aus dem — Schwimmkompaß. Die drei weißen Lilien im blauen Felde, das Wapp- und Wappenzeichen des französischen Königtums, hätten alle Republiken überdauert und grüßen als Symbol gallischen Geistes noch heute unsere Krieger in den besetzten Teilen Frankreichs. Für den Heraldiker ist eine Deutung dieses Wappens, die dem Laien so einfach erscheinen möchte, sehr schwierig, denn die Lilie läßt sich nur höchst gezwungen mit den französischen Königen, besonders mit den Bourbonen, nach denen sie „bourbonische Lilie“ heißt, in Verbindung bringen. Man hat sie als ein Sinnbild der Jungfrau Maria oder auch als Symbol der Reinheit des französischen Königtums gedeutet, dann wieder als eine später außer Gebrauch gekommene Waffe mit Widerhaken das Wappen erklären wollen. Eine auf den ersten Blick überraschende, aber mit sehr guten Gründen unterstützte Herleitung der französischen Wappenliste bietet nun Dr. A. Nippoldt in einem Aufsatz der Umschau. Der Verfasser stützt sich dabei auf die Forschungen des vorzüglichen Kenners der Geschichte des Kompasses, auf die Arbeiten des Kapitäns A. Schüd, der als Erster die Vermutung ausgesprochen hat, die französische Wappenliste habe im Schwimmkompaß ihr Vorbild. Die „Rose“ des Dosenkompasses besitzt zwei heraldisch bedeutsame Darstellungen: die Lilie als Kennzeichnung des Nordendes der Magnethaube und das Maltheserkreuz als Ostmarke. Man hatte nun bisher immer angenommen, die Lilie sei erst später aus Verehrung für das französische Königshaus zur Nordmarke geworden. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß diese Lilie einfach aus einer Stillfrierung des Schwimmkompasses hervorgegangen ist, die die Rekonstruktionen der ältesten Schwimmkompassse beweisen. Zunächst hat nämlich die Form der Nordmarke der Kompassrose mit der Lilienblüte gar nichts zu tun, wird dann immer mehr stillisiert und wird so zu einem lilienähnlichen Zeichen, das sich zwanglos ohne jede Beziehung auf das französische Königshaus erklären läßt. Die Lilie erscheint als Wappenzeichen zuerst auf Siegel und Münzen König Ludwigs VII. von Frankreich, der ein Mitglied des Hauses Anjou war. Mit dem Bourbonen hat also das Wappen zunächst gar nichts zu tun, sondern eigentümliche Umstände müssen die Anjous dazu bewogen haben, die Lilie als ein neues Symbol in ihr Wappen aufzunehmen. Den Anlaß dazu gab nach Nippoldts Ausführungen die Beteiligung der französischen Könige an den ersten Kreuzzügen. Es ist ja durch die neuere Forschung erwiesen, daß der Kompaß nicht erst in der Renaissance erfunden worden ist, sondern daß zum mindesten der Schwimmkompaß in den Mittelmeerländern schon um das Jahr 1000 in Gebrauch war. Und gerade bei den Kreuzzügen muß der

Kompaß eine wichtige Rolle gespielt haben, denn dies geheimnisvolle und wunderbare Werkzeug wies ja den Weg nach dem heiligen Lande. Darauf deutet das Maltheserkreuz in der Kompassrose hin, das schon bei den alten Schiffskompassen als Ostmarke verwendet wurde. Mit dem Zeichen des Kreuzes wurde die Himmelsrichtung angegeben, die den Weg nach Jerusalem verkündete. Auch die Nordmarke der Kompassrose, die damals bereits eine lilienähnliche Stillfrierung erfahren hatte, galt als ein höchst bedeutsames Symbol, und so mag sie Ludwig VII., der Kreuzfahrer, sich zum Wappenzeichen erwählt haben. Haben doch die Kreuzzüge zur Ausbildung des abendländischen Wappenwesens überhaupt den wichtigsten Anstoß gegeben, und den Löwen, Greifen und Adlern des Orients kann nun noch die Nordmarke der Kompassrose zugefügt werden. Der Fall steht übrigens in der Geschichte der Heraldik nicht vereinzelt da. Auch viele deutsche adeliche und bürgerliche Häuser führten Darstellungen im Wappen, die den Schwimmkompaß nachahmten.

Liebhabeereien bekannter Persönlichkeiten. Es hat etwas Erheiterndes und gewissermaßen Versöhnendes, wenn man sich den britischen Staatssekretär Edward Grey, diesen Entzunder des Weltbrandes, mit der Angelrute in der Hand an einem Fluß sitzend vorstellt. Darin aber besteht tatsächlich die Lieblingsbeschäftigung dieses britischen Staatsmannes, der über den Angelport ein ausführliches Buch geschrieben hat. Dabei drängen sich unwillkürlich allerlei Vergleiche mit seiner politischen Tätigkeit auf. So könnte man an das beständige, aber erfolglos gebliebene „Angeln“ nach der Hilfe neutraler Staaten denken oder aber auch an die bekannte Definition der Angel: „Eine Rute, an deren einem Ende ein Regenwurm, an deren anderem ein Tagelieb hängt“, und selbst die Engländer werden allmählich zu der Überzeugung kommen, daß Herr Grey in der Rolle des „Tageliebes“ ihnen und der ganzen Menschheit immer noch weit bessere Dienste geleistet hätte als in der des überflügten Diplomaten. Diese merkwürdige Lieblingsbeschäftigung Greys hat Dr. B. Ahrens Veranlassung gegeben, den Liebhabeereien anderer bekannter Leute nachzugehen; die Ergebnisse seiner Forschungen legt er in einem Aufsatz in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ vor. Er hat auf diese Weise eine sehr hübsche Sammlung von Anekdoten zusammengebracht. So erzählt er z. B., außer Nietzsche und Kästner habe auch Raabe am Fischen großes Gefallen gefunden: er sei in dieser Kunst ein solcher Meister gewesen, daß ihm die akademische Behörde in Breslau die Stelle eines Universitätssekretärs angeboten habe, die Raabe ausfüllte, weil er sich zu höherem berufen fühlte. (Er wurde dann später Direktor des Burgtheaters in Wien.) Einen sehr originellen Gebrauch von seinen abendlichen Mußestunden machte der ungarische Mathematiker Volgai; er baute nämlich Öfen und soll manchmal zwei in einer Nacht fertiggestellt haben, wobei ihm sogar die Genugtuung zuteil wurde, daß die Volgai-Öfen später großen Beifall fanden. Die verbreitetste Liebhabeerei ist die Sammellesenschaft, die sich nicht nur auf Bücher, Bilder, Briefmarken, Münzen, Käfer, Pflanzen und Tiere, sondern auch auf die unwahrscheinlichsten Gegenstände erstreckt. Daß jemand sozusagen Patenfinder sammelt und für sein Leben gern Pate steht, ist gewiß eigenartig, und doch brachte es die beliebte Wiener Schauspielerin Amalie Haizinger in dieser Sammlung auf über 80 Nummern. Felix Dahn hat sie in dieser Hinsicht nicht ganz erreicht. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts lebte in dem Dörfchen Klein-Schönebeck im Osten von Berlin ein armer Prediger Dapp, dessen Sammeltrieb sich nicht anders betätigen konnte als dadurch, daß er alle deutschen Familiennamen mit der Endsilbe „mann“ zusammenbrachte. Aus Zeitungen, Büchern, mündlichen Mitteilungen hat er an 80 000 solcher deutscher „Männer“ in seiner alphabetisch geordneten Sammlung vereinigt. Barnhagen von Ense, der Gatte der Rachel Lewin, besaß eine förmliche Leidenschaft, Maltch, insbesondere aus Hof- und Regierungskreisen, zu sammeln. Als seine Tagebücher nach seinem Tode veröffentlicht wurden, erreichten sie begreiflicherweise Entsetzen in allen beteiligten Kreisen. Häufig steht aber doch hinter ähnlichen schrullenhaften Liebhabeereien ein gesunder Tätigkeitstrieb, der nur in falsche Bahnen geleitet ist; manchmal verbergen sich auch wahre Lebenstragödien dahinter.